

Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Von Eduard Norden. Leipzig-Berlin, Teubner, 1920. 8° X 505 S.

Den Hauptergebnissen nach hat eine Besprechung des Nordenschen Buches in einer Zeitschrift, die rein fränkische Stammesinteressen pflegt, keinen Platz. Norden kommt auf Grund einer Reihe von gründlichen Einzeluntersuchungen zu dem überraschenden Ergebnis, daß die scharfe und zutreffende ethnographische Zeichnung, wie sie der römische Geschichtsschreiber Tacitus in seiner „Germania“ von unsren Vorfahren entwirft, nicht das Werk des Tacitus ist. Sie geht letzten Endes auf den Griechen Poseidonios zurück, den großen Gelehrten, Geschichtsschreiber und Philosophen der Zeit Sulla's (ca. 135–50 vor Christus). In den Einzeluntersuchungen dagegen streift der Verfasser einige Fragen, die das Buch auch in unser Interesse rücken. Tacitus bringt im 3. Kapitel seiner „Germania“ folgenden vielumstrittenen Satz: „Es heißt auch, daß Herkules bei ihnen (nämlich den Germanen!) gewesen sei und sie befragen ihn als den ersten aller Helden, wenn sie in die Schlacht ziehen.“ Unter diesem Herkules hat die bisherige Forschung meistens den Germanischen Denar verstanden; sein Hammer entspricht ja der Kräfte des Herkules, beide gehen im Kreise umher und befreien die Menschen von schädlichen Ungeheuern und Riesen. Norden entwickelt nun (S. 172 ff.) eine neue Auffassung, die mir sehr beachtenswert erscheint. Zunächst löst er das Wort „Herkules“ nach dem damaligen Sprachgebrauch als allgemeinen Begriff für „Held“ auf. (S. 174 ff.) Die Bataver, die ungefähr im heutigen Holland lagen, verehrten als ihren Stammeshelden einen Herkules, der bald als Hercules Desfontainensis (nach dem heutigen Duesborch, an der Mündung bei Auenheim) bald als Herkules Magnusanus (von Malousham, einem Flecken bei Duurstede im Gebiete von Utrecht) auf Inschriften und Münzen erscheint. Gegen das Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts gingen die Bataver im Saume der salischen d. h. der Merovingen auf. Dieses niederheinische Franken ist nun, wie wir wissen, die Heimat unserer deutschen Siegfriedsage. „Der exemplarische Held, Begriener von Riesen und Drachen, Tod und Hölle war in der griechische Sage Herakles, in der germanischen Siegfried“. Beide sind Öttersöhne, der eine Sohn des Zeus, der andere ein Spross Odins. In der Tat scheint der niederländische Herkules auf den Münzen des Kaisers Postumus (258–268 n. Chr.) kein anderer als der fränkische Stammesheld Siegfried zu sein. Für uns Franken hat das besonderes Interesse. Vebt doch gerade in einem unserer fränkischen (unterfränkischen) Dörfer, verflochten mit der Ortslage in einzig dastehender Weise die deutsch-fränkische Siegfriedsage noch heute fort. Ich meine die Sage vom „Säufritz“, wie sie Beckstein in seinen „Sagen des Röhngebirges und Grabfeldes“ von dem Orte Seifriedsburg in der Nähe des Klosters Schönan an der fränkischen Saale (Bezirksamt Gemünden) erzählt. Die Gleichung Hercules-Siegfried gewinnt für uns noch mehr Interesse, weil man im frühen Mittelalter hier und dort einen gewissen Zusammenhang zwischen dem heidnischen Helden Siegfried und dem christlichen Drachen- und Waldheiligen St. Georg zu finden glaubt. Der St. Georgskult reit geradezu an die Stelle des algermanischen Widgotes Siegfried. Die Feier des Heiligen fällt auf den 23. April, also in eine Zeit, die für die Aussaat von großer Bedeutung ist. Siegfried war wie später St. Georg der Schutzherr der germanischen Siedler, die bei der Urbarmachung des Bodens gleich ihrem Heros mit den Baumriesen und der Finsternis des deutschen Waldbodens zu kämpfen hatten. Hier liegt auch der geschichtliche Kern der Seifriedsburgers Ortslage.

Nur kurz sei noch darauf hingewiesen, daß Norden mit J. Schurz unter dem Orte „Ascapa“ des sogenannten Geographen von Ravenna unser unterfränkisches Wilschaffenburg versteht (S. 489). Auch die Ableitung des Namens Würzburg vom althochdeutschen Stamm wurz — Pflanze, Kraut, entsprechend der seit dem 10. Jahrhundert ins Lateinische übertragenen Form Herbipolis (Kräuterstadt), wird von Norden geteilt. Würzburg ist damit als die „Surg am fränkischen Pfälz“ geteilt. (S. 499).

Das umfangreiche, nur etwas unglücklich angeordnete Buch wird auch der Freund fränkischer Stammesgeschichte nicht ohne manche Belehrung und Anregung aus der Hand legen.

Das Schicksal der Liddy Marahn. Ein Roman aus dem Berlin nach dem Kriege von Artur Jger. 1920. Deutscher Verlag, Würzburg.

Kein Buch, das inhaltlich etwas mit Franken zu tun hat; doch ist der Verfasser in Franken (Weikersheim im Taubertal) anfällig. Er zeichnet ein Ebenbild, das Mitleid mit der Heldin der Geschichte ebenso wie Widerwillen vor dem satirischen Stumpf der Großstadt hervorruft. Die Tochter eines reichen jüdischen Kapitalisten liebt einen angebliehen Veitnam. Sie verläßt das Elternhaus, in dem sie eine verkehrte Erziehung genossen, und folgt dem Ermählten, der sich bald als Mitglied einer „kommunistischen Langruppe“ entpuppt. Doch diese Gesellschaft nichts anderes ist als eine Stadtrecherbände und über „Angelegenheiten“ nichts anderes sind als gewöhnliche Diebstähle, merkt sie nicht. Sie verhilft ihrem Geliebten zuletzt sogar zu einem Diebstuch in das eigene Elternhaus. Aber die Entbrecher werden entpuppt, der „Veitnam“ wird erschossen, sie selber verhaftet und, nachdem auch der eigene Vater gegen sie zeugt, zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Nach ihrer Entlassung verhindert der Mangel ihrer Verstrafe das Unterkommen in einer Zelle; das Elternhaus bleibt ihr verschlossen — sie sinkt zur Straßendirne herab. Ein Arzt rettet sie aus ihrem seelischen und körperlichen Zusammenbruch. Er gewinnt sie lieb, er ehelicht sie zuletzt, nachdem er ihre reiche Begabung und ihr im Grunde unvorurteilbares Herz erkannt.

All das ist mit photographischer Naturtreue, wie es scheint, gezeichnet; ein ausgesprochen realistisches Buch, dem allerdings die idealistische Erhebung zum Schluß nicht fehlt. Vor dem Versinken ins Unkenntliche, das bei einem Stoff, wie es der vorliegende ist, immer nahe liegt, bewahrt den Verfasser die Schlichtheit der Darstellung, die sich vor Übertreibungen hütet, und der gesunde satirische Grundgedanke. Leider ist die Zeichnung des Buchumschlages geeignet ein falsches Bild von dem Inhalt zu erwecken. Feiner eingehendere Leser können durch diesen grellhaarigen Frauenkopf abgeschreckt werden nach dem Buch zu greifen. In solchen Dingen muß ein Verlag zu seinem eigenen Nutzen vorfichtiger sein.

P. S.

Der Weg zum Himmelreich. Von Hans Kaitzel. Verlag von Paul List in Leipzig. 314 S.

Diese oberfränkische Dorfgeschichte zeigt die gleichen Wesenszüge wie die früheren Erzählungen Kaitzels: einem gesunden Realismus, der nichts verschönt, eine wirklichkeitsereue Anschauung seines Stoffes, die in die Bauern nichts hineinträgt, was nicht in Wahrheit in ihnen ist, einen Mangel an jeglicher Empfindsamkeit und doch eine Fülle echter Poesie, die trotz aller spärlichen Nüchternheit der Betrachtungsweise ganz von selbst aus der liebevollen Darstellung hervorblüht. An des Dichters Liebe liegt das, die er für das Volkswort seiner Heimat hat, daraus strömt die Wärme, die den Leser wohlwendig einhüllt und am Schluß noch lange in ihm nachwirkt. Das neue Buch scheint nur noch um einen Ton ruhiger, schlichter, sachlicher in der Erzählungsweise. Und doch seltsam ergreifend ist diese Geschichte von dem Zimmermann Martin, seinem Weibe und seinem Kinde, wie eines nach dem andern sich unversehens aus dem mühseligen, leidvollen Leben löst und den „Weg zum Himmelreich“ nimmt: erst der Name, der sich förmlich zu Tode arbeitet, dann Margret, die durch die Bosheit der Schwiegermutter Martins das Leben erstickt, und zuletzt Helmer, der in kindlicher Märchengläubigkeit, überdrüssig des verordneten Erdenlebens, droben in den Reizen des Fischelgebirges den Eingang zum Himmel sucht. Wie man schon aus dieser Andeutung sieht, tun sich da ländlich - soziale und ländlich - weltliche Probleme auf, aber keines ist irgendeine planmäßige Entwicklung, zu keinem nimmt der Vater Stellung, er will nur nach guter, alter Weise erzählen und um das in wunderbarer epischer Überlegenheit. So ergreift ihn nicht einmal der Ton ins Empfindsame hinein, obwohl der Stoff förmlich dazu einlädt. Am besten geraten ist ihm die eigenartige Gehalt der Margret mit ihrer wenig zugreifenden und doch fast etwas schmerzhaften Art das Leben anzupacken, mit ihrem goldenen Gemüt und ihrer tiefen Liebe zum Schicksal, aber auch mit ihrem Kopf voll Überglauben und sonderbarer Gebaupte, anders wie gewöhnliche Dorfweiber und doch in keiner Weise aus der bäuerlichen Umwelt herausstreichend. Um die drei Hauptpersonen sind noch eine Menge anderer Gehalten gruppiert, mit wenigen Strichen oft nur, aber rund und satig gezeichnet. Garabeya erstaunlich ist es, welche Fülle des Lebens